



Christoph Krückl leitete die Aufführung von Rossinis Werk in der Schlosskirche.

Foto: Andreas Harbach

Stil- und lupenrein

Rossinis „Petite Messe solennelle“ beim Osterfestival – Ausgezeichnet gestimmtes Ensemble

BAYREUTH
Von Frank Piontek

Wenn der Heilige Geist hüpfet und der liebe Gott im beschwingten, doch festen Rhythmus zärtlich angehimmelt wird, befinden wir uns nicht in einer deutschen Kirche. Wir befinden uns in einem italienischen oder französischen Tempel, der im 18. Jahrhundert erbaut und noch im 19. Jahrhundert mit Gemälden und Skulpturen ausgestattet wurde, die ein deutschprotestantischer Kirchgänger als „süßlich“ bezeichnen würde, obwohl sie ihren unangefochtenen Platz in der Kunstgeschichte haben.

Doch halt: Wir befinden uns in Bayreuth, nicht in Rom, Florenz oder Paris. Wir sitzen in der Schlosskirche, wo das Vokalensemble „Notre Dame“, vier Solisten, ein Klavier und ein Harmonium unter der Leitung Christoph Krückls im Auftrag des Osterfestivals ein Werk zur Aufführung brachten, das nur die als „unkirchlich“ bezeichnen

könnten, die dem Abend fernblieben. Denn Rossinis „Petite Messe solennelle“, ein sogenanntes Alterswerk, gilt bei Puristen immer noch als unernst, obwohl doch selbst Bach sich nicht scheute, sog. „weltliche“ Töne in seine Kirchenkantaten einzulassen. Wer's nicht glaubt, vergleiche nur das Duett „Wir eilen“ aus der Kantate BWV 78 mit der „vitam venturi“-Passage der längenmäßig und formal durchaus nicht „kleinen“ Messe.

In der Schlosskirche zeigt das Ensemble, wie so etwas zu klingen hat. Die 16 Choristen beweisen, dass Rossinis Messe zugleich ernst, vielleicht ironisch und manchmal sehr entspannt daherkommt. In Sachen Glauben war Rossini vermutlich Agnostiker; in Sachen Kirchenmusik ließ er zugleich mit sich spaßen – und er zeigte doch, wie viel Demut (vermutlich) in ihm steckte. Um dies zu beweisen, bedarf es eines Ensembles, das den rhythmisch lockeren Humor des Kyrie wie den fast deutschromantischen Stil des Sanctus stil- und lupenrein bringt. Zu-

mal das Sanctus wird zu einem Höhepunkt: denn die 16 Choristen halten, a cappella, vom ersten bis zum letzten Takt den Ton. Sie singen stets schön, lupenrein, einen aus Italien stammenden Glauben mehr anpreisend als verteidigend. Sie zeigen, dass Oper und Kirche kein Widerspruch sind, sie lassen den Heiligen Geist hüpfen und produzieren, rein technisch gesprochen, einen betörenden Mischklang, der das Finale des Credo wie einen prachtvollen Engelsgesang ins Kirchenschiff entlässt.

Gibt das Druckklavier ein beständiges Pianissimo ab, so sitzt Andreas Götz am Instrument, um zusammen und solistisch mit der Pianistin Lisa Wellisch die Sätze in der ungewöhnlichen Kombination der Klänge bisweilen surreal anzureichern: als wär's ein Stück des alten Liszt; das „Prélude religieux l'Offertoire“ ist pures dunkles 19. Jahrhundert – manch anderer Satz atmet dank des ausgezeichnet gestimmten Ensembles die Heiterkeit eines Meisters, der sich den Bach

produktiv in die Finger schrieb. Die Solisten geben im besten Sinn ihr Bestes, die beiden Männer gelegentlich zu laut, die kleine Bayreuther Schlosskirche ist nicht die Pariser Oper. Björn Waag singt endlich in Bayreuth (wenn auch nicht auf dem Hügel), sein stark deklamatorisch geprägter Bariton geht auf die Wortverkündigung hinaus, während Markus Ahme im Gotteslob des „Domine deus“ den Operntenor macht (wie gesagt: gut, aber zu laut für den kleinen Raum).

Gekrönt wird die Unternehmung neben, nicht vor dem Chor, von Olga Jélínkova und Kora Pavelic: bisweilen im Duett (herrlich das „Quitollis“), bisweilen in der Solo-Arie. Jélínkova bringt das „Cruzifixus“ schlicht ätherisch, Pavelic das „Agnus dei“ mezzostark. Im tenorlosen Terzett des „Gratias“ aber kommen in der Schlosskirche Mann und Weib so vollkommen zusammen wie Rossinis persönliche, südlich überstrahlte und deutschmusikalisch inspirierte Interpretation des Messtextes.

„Parsifal“ in der Kathedrale

Die „Junge deutsch-französisch-ungarische Philharmonie 2018“ in der Stadtkirche – Klangrausch im Finale

BAYREUTH
Von Frank Piontek

Was haben Bach, Bruckner und Ravel gemein? Sie haben eine Musik geschrieben, die seit mehr als drei Jahrhunderten nicht wenige Zuhörer erreicht. Bachs 333. Geburtstag, der dem Unsterblichen dieses Jahr bereitet wird, mag der äußere Grund für die Tatsache gewesen sein, dass man ihn an die Spitze des Konzerts des Projektorchesters der „Jungen deutsch-französisch-ungarischen Philharmonie 2018“ stellte. Andererseits braucht Bach gewiss keine Jubiläumsjahre, um präsent zu sein – der liebe Gott der abendländischen Musik wirkt immer und überall – selbst und manchmal gerade in Orchesterbesetzungen, die alles andere als „werktrübe“ sind. Denn kein anderer Komponist verträgt dank seiner strukturellen und objektiven Musik so sehr die Bearbeitung wie der Gigant aus Mitteldeutschland.

Bachs Orchestersuite heute noch mit einem Symphonieorchester zu spielen, das der Ästhetik des mittleren 20. Jahrhunderts verpflichtet ist, mag ein Rückschritt gegenüber jeglicher historisch informierter Aufführungspraxis sein. Mancher Zuhörer sah möglicherweise Nikolaus Harnoncourt, einen der Matadore jener Praxis, in seinem Grab rotieren, als die jungen Musiker die D-Dur-Suite BWV 1068 in einer großen Besetzung anstimmten, was legitim ist; bei den vielen kleinen Noten verwindet allerdings bekanntlich im

berühmten, drei Komma fünf langen Nachhall der Stadtkirche jegliche Nuance. Wäre da nicht die Air...

Vielleicht hat man um ihrer willen das Stück angesetzt: denn für diesen Ge-

sang, von Nikolaus Richter mit quasiromantischer Zurückhaltung dirigiert, ist der Bau einfach ideal.

Eine Tanzsuite Bachs mit der Pavana Ravels zu kombinieren und letztere

schlicht schön zu spielen, dies offenbart einen dramaturgischen Einfall, der schlagend ist. Gerade in der Instrumentation des ehemaligen Dirigenten des Florida Philharmonic, Clarc McAl-

ister, nicht in der originalen Fassung des Komponisten. Auch hier gibt es eine Verbindung zum krönenden Schlussstück des Programms. Mit den weichen Blechbläsern und dem samtigen Streicherklang befinden wir uns zwar im Hollywood-Kino der 1950er und 60er Jahre – und deren wunderbarer Filmmusik. Doch zugleich sind wir in der Welt Anton Bruckners. Die Stadtkirche aber ist für eine Bruckner-Symphonie wie die 7. ideal. Nur bei den größten Klangballungen wird's im Allegro wüst – ansonsten tanzen hier sogar die Streicher. Wer die Augen schließt, befindet sich in einer Kathedrale, die dunkle „Parsifal“-Welt im Ohr.

Was für eine monumentale, im Sinne Bruckners vermutlich nichts als angemessene Schleife entsteht da am Schluss des Kopfsatzes. Was für ein Klangrausch im Finale. Die Musiker haben kaum eine andere Chance, als das Adagio schön mischklänglich bis zum Höhepunkt zu führen, der durch den halbauthentischen, aber wirkungsvollen Beckenschlag seine Klimax erfährt: größtes Pathos, dem die grell herausfahrende Trauermusik für Richard Wagner bewegend folgt.

Eine seltsame Dramaturgie für Kenner, doch (meist) ein hinreißendes Klingerlebnis mit akustisch passenden wie bewegenden Stücken, eine Riege höchst engagierter junger Musiker, die von Nikolaus Richter ohne dirigistische Zirkuskunststücke durch das seltsame, doch auch seltsam stimmige Programm geführt werden.



Das Orchesterkonzert der Jungen deutsch-französisch-ungarischen Philharmonie 2018 bot ein stimmiges Programm in der Stadtkirche.

Foto: Andreas Harbach